

Menschenbilder müssen scheitern*

Menschen sind erkennbar bekannt

EKKEHARD KAPPLER**

Nach einer „Welt“ voller Menschenbilder und einigen Spotlights auf Konsequenzen solcher Bild- und Modellvorstellungen wird untersucht, wie Menschenbilder entstehen und welche Funktionen sie haben können. Inwiefern stehen beim Betrachten der Menschen Menschenbilder im Wege? Schließlich wird erörtert, warum und inwiefern die moralische Interpretation des „müssen“ in „Menschenbilder müssen scheitern“ zu kurz greift. Allerdings müssen Menschenbilder auch dann scheitern, wenn man sie aus anderen Blickwinkeln betrachtet.

Schlagwörter: Entscheidungslogik, Homo Oeconomicus, Menschenbilder, Moral, Text

Ideas of Man are Doomed to Fail

We don't need any idea of man. Any such model would be foggy and reveal more information about their authors and addressees than about actual human beings. There is little insight to be expected from these limited models. Nevertheless they are being used and it is impossible to ignore them. But reconstruction and deconstruction may reduce the risk of becoming manipulated by them. Reconstruction and deconstruction support creativity. At the end, ideas of men remain misleading – without exception.

Keywords: Idea of Man, Decision Logic, Homo Oeconomicus, Human Images, Morals

1. So viele Menschenbilder

Prosopagnosie ist eine Erkrankung bei der die Menschen keine Gesichter sehen können. Sie können zwar Augen, Mund, Nase, Ohren erkennen, aber sie nicht zu einem Gesicht zusammensetzen. Gesichtsblindheit wird diese Erkrankung auch genannt. Menschen die unter Prosopagnosie leiden, können ein Gesicht unter Umständen sogar beschreiben, es aber nicht erkennen: Noch ein Menschenbild! Freilich reduziert nicht nur eine Krankheit unser Bild vom Menschen, sondern jedes Bild.

Wenn am Ende eines Symposiums über „Menschenbild und Ökonomie“ Mediziner, Philosophen, eine Richterin, eine Forschungsprojektbetreuerin, ein ehemaliger Arbeitsdirektor und Landesminister a.D., Volkswirte und Betriebswirte, Therapeuten,

* Dieser Beitrag wird im Rahmen unseres zfwu-Ideenforums veröffentlicht, in dem in unregelmäßigen Abständen originelle Essays abgedruckt werden.

** Em. o. Univ.-Prof. Dipl.-Kfm. Dr. Dr. h.c. Ekkehard Kappler, IOL - Institut für Organisation und Lernen, Universitätsstraße 5, A-6020 Innsbruck, Tel.: +43-(0)512-5077566, E-Mail: ekkehard.kappler@uibk.ac.at, Forschungsschwerpunkte: Unternehmensführung und Controlling, Change-Management und Organisationsentwicklung, Grundlagenforschung: Methodologie und Bildtheorie.

Unternehmer und experimentelle Wirtschaftsforscher vorgetragen haben: Was soll am Ende einer solchen Veranstaltung noch gesagt werden?! Welches Menschenbild ist nicht bemüht worden? Man kann sicher sein, dass von Genie bis Wahnsinn, von Einstein bis Donald Duck alles im Raum war. Auch Superman und „Total Man“ (vgl. Gooch 1972). Aber warum? Menschen sind doch erkennbar bekannt. Warum dann Menschenbilder kreieren? Und was ist der Preis dafür? Muss Therapie nach einem vorgestellten Menschenbild ablaufen? Kann sie danach ablaufen? Schlägt das Herz immer links? Ist Asthma immer Asthma oder der Schein davon, den ein seltener Pilz aus Brasilien erzeugt? Ist das Foto ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit oder ein Ausschnitt aus dem Gefühl des Betrachters? Woher nehmen wir überhaupt dieses vorgestellte Menschenbild? Welches Ideal ist normal? Ist ein Ideal notwendig? Notwendig?

Vielfach wird nach einem gemeinsamen, gewissermaßen *dem* Menschenbild gesucht und mitunter wird es auch reißerisch angeboten.¹ Ein gemeinsames Menschenbild entsteht so nicht. Es bleibt ein reduziertes Bild, eine Abstraktion – gerade als würde man in ein Oval auf einem Blatt Papier, im Schnee oder im Sand an den entsprechenden Stellen „Auge“, „Auge“, „Nase“, „Mund“, „Hirn“, „Ohr“ hineinschreiben (vgl. Knight Wegenstein 1973). Abstrakte Terme, Floskeln für konkrete Elemente eines Gesichts formen sich eben nicht zu *dem* einen Gesicht. Wie sollten sie auch, wenn die Menschen so verschieden sind und sich immer wieder ändern. Vielleicht treibt sie eine vage Hoffnung, im Hinblick die Vorstellung eines Menschen, der sie sein wollen (können?). Meist sind sie wenig konsequent im Verfolgen dieses Wunsches. Aber unabhängig davon bleibt es ohnehin immer nur ein Bild. Das Potenzial, das sie zu entfalten vermöchten, wird so nicht wirksam.

In gescheiten und engagierten Diskursen werden differenzierte Menschenbilder vorge tragen. Wenn die Diskurse „gelingen“, entstehen Dekonstruktionen von Menschenbildern, in der immer wieder enttäuschten Hoffnung, sie mögen uns nun nicht mehr im Wege stehen. Lässt sich mit Verschiedenheit und Vielfalt, mit unbekannten und ungeahnten Potenzialen wirklich nicht anders umgehen als sie in Menschenbilder zu verkleinern?

Reden wir von Menschen, sind auch Sie dabei, hoch verehrte Leserin, sehr geehrter Leser. Vielleicht vermuten oder spekulieren Sie, welches Menschenbild der Autor von seinen Leserinnen und Lesern wohl unterstellt haben wird. Wo sollte ich da anfangen, wo aufhören? Lesen sollten sie halt können, sinnverstehend.

Lassen Sie mich zunächst ein Szenario entwerfen, gewissermaßen ein Menschenbild-Gruppenbild mit dem *Homo oeconomicus*.

Manchmal ist das kreierte, gefühlte, unterstellte Menschenbild ärgerlich, häufig genug auch peinlich. Die Menschenbilder beispielsweise, die sich bei der Dekonstruktion von Führungs- und Unternehmensleitsätzen zeigen, erschrecken mitunter. Ähnliches gilt für manche Konsumentenleitbilder, Kundenleitbilder in der Werbung und für manche Personalvorstellungen in Stellenanzeigen oder Anpreisungen von Weiterbildungsseminaren. „Für wie blöd halten die mich eigentlich?“, fragt man sich gelegent-

¹ Mag das nun ganzheitlich, theologisch, metaphysisch, esoterisch, wissenschaftlich oder wie auch immer gemeint sein.

lich, wenn man die durchsichtigen Scheinargumente der einen oder anderen politischen Entscheidungsbegründung oder das Palaver in einer Talkshow hört. Natürlich reden diese Menschen nicht von einem konkreten Menschen, und auch die Inserate weisen nicht auf einen bestimmten Zeitgenossen hin, hoffen aber dennoch auf Treffsicherheit. Sie wollen in der Regel nicht diffamieren, stehen aber permanent in dieser Gefahr, weil sie in höchstem Maße selektiv sind – und zwar immer, selbst wenn die Autoren das nicht wollen.²

Das Spiel mit Menschenbildern ist selbst vielfältig. In der Wissenschaft ist es in der Regel ein Spiel mit quasi-axiomatischen Annahmen und nachfolgenden Theoremen, Modellen und anderen Spekulationen. Dass das nicht funktionieren kann, lässt sich leicht nachvollziehen, wenn man sich an den Ausgangspunkt der Axiomatik erinnert. Durch das Reduzieren einer Problemlösung auf wenige Axiome sollte die Klasse der auf diese Weise gelösten Probleme erkannt werden. Keinesfalls ging es um einen beliebigen Einstieg, ein beliebiges – bzw. nach seinen Entstehungsgründen nicht befragtes – Setzen von Annahmen und Vorstellungen.

William S. Burroughs, der außergewöhnliche, große amerikanische Autor hat das Problem der zwangsläufigen Selektivität unseres Wahrnehmens auf originelle Weise zu lösen versucht. Die ihm begegnenden Alltagsausschnitte hat er in zum Teil wild wuchernden, rhizomartigen Wahrnehmungspatchworks zusammengefügt.

„Life is a cut-up. As soon as you can walk down the street your consciousness is being cut by random factors. The cut-up is closer to the facts of human perception than linear narrative.“ (Kunsthalle Wien et al. 2012: 32)

Menschenbilder sind viel weniger als cut-ups, aber mitunter wirksamer. Zumindest meinen das Werbeexperten, die das Motto „Sex sells“ oder andere Verkaufshilfen erkannt zu haben glauben. So ohne weiteres lassen sich Menschenbilder also nicht verwerfen oder gar abschaffen. Alle Menschen haben von sich und anderen mehr oder weniger bewusst und reflektiert Bilder im Kopf, die ihr Verhalten mitbestimmen. Deshalb erscheint es angebracht, nach Möglichkeiten zu suchen, sich nicht von den eigenen Bildern in die Irre führen oder überrumpeln zu lassen. Das gelingt nicht, wenn man versucht Menschenbilder vorzuschreiben oder zu standardisieren.

Im Grunde lässt sich das Scheitern von Menschenbildern schon bei Kant und Hegel und vielen Denkern davor und danach nachlesen. Ohne jedes Menschenbild kommt Hegels anatomisch einwandfreie Definition des Menschen aus: Der Mensch ist ein Säugetier mit Ohrläppchen (vgl. Hegel 1986/1830: 19). Um Menschen aus allen anderen Lebewesen herauszukennen, reicht diese anatomische Bestimmung. Was ihr freilich fehlt, ist der Begriff des Menschen. Der Begriff würde alle Menschen umfassen,

² Das gilt übrigens auch für die häufig verwendete Nietzsche-Formulierung vom Menschen als dem noch nicht festgestellten Tier. Aus dem Zusammenhang gerissen, ist das eine schöne Metapher. „die gelungenen Fälle sind auch beim Menschen immer die Ausnahme und sogar in Hinsicht darauf, dass der Mensch das noch nicht festgestellte Thier ist, die spärliche Ausnahme (Nietzsche 1990/1887: 81). Aber Vorsicht: Auch in den Fragmenten des Nachlasses finden sich Formulierungen, die nicht aus dem Text gerissen werden sollten, weil sie sehr nahe an entsetzlich festgestellte Menschenbilder von dem gesunden und dem kranken Menschen heranreichen (vgl. Nietzsche 1974/1884: 121).

die toten, die lebenden und die noch nicht geborenen. Und was allen Menschenbildern fehlt, und häufig genug der darauf Bezug nehmenden Praxis, ist eben dieser Begriff sowie seine und ihre historische Dimension. Sie lässt sich ein wenig erahnen, wenn wir der Frage nachgehen: Wer posiert eigentlich auf einem Bild? Der oder die Abgebildete? Die Fotografin, der Fotograf? Der Maler, die Malerin? Der Betrachter, die Betrachterin? Die Benutzerin, der Benutzer? Die Vergangenheit, die Gegenwart oder die Zukunft? Wir können sicher sein: Alle (vgl. Owens 2003)! Daran schließt sich die kritische Frage nach visueller Kompetenz an, die Michael Bockemühl so unnachahmlich gelehrt hat: Wie sehen wir, wenn wir sehen wie wir sehen (vgl. Bockemühl 1991)? Was blickt uns an, wenn wir etwas anblicken (vgl. Kappler 2011)?

Weil Menschen erkennbar bekannt sind und sich mitunter für wichtiger halten als andere, ist immer wieder versucht worden, das Menschsein zu reglementieren. Das Sehen, das Für-wahr-nehmen und Definieren des Menschen, das Zuordnen der Eigenschaft Mensch zu bestimmten Clans, Stämmen, Völkern, Cliques ist das Ergebnis. Weitere zentralistische Merkmale machen das Menschsein von der Hautfarbe abhängig, von der Religion... Sklaven waren im alten Rom ein Ding mit zwei Beinen. Achtzig Prozent der Menschen im antiken („demokratischen“) Athen waren Sklaven. Als das englische Parlament Australien zu einem menschenleeren Kontinent erklärte (zu jener Zeit lebten dort ca. 800.000 Menschen), war dies nur vor dem Hintergrund eines bestimmten Menschenbildes und – mehr oder weniger unausgesprochen – vor dem Hintergrund ökonomischer Interessen möglich. Bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts sind junge Männer am Wochenende hinausgefahren in das Outback, um Aborigines zu schießen. Erkennbar bekannt sollte nur sein, wer vor dem definierten Hintergrund, besser: vor diesem Vordergrund wie Forder-Grund – nicht ausgegrenzt wurde.

So wird auch niemand behaupten oder unterstellen wollen, dass der Homo oeconomicus besonders auffällig ist angesichts der ungezählten Metaphern, die die Versuche den Menschen zu erfassen und zu benutzen, hervorgebracht haben. In der Ökonomik freilich wird dem Homo oeconomicus eine besondere Stelle zugewiesen. Der Mensch ist ein Nutzenmaximierer, ist die Kernannahme, die hinter dem Gebrauch der Metapher steht. Völlig offen bleibt, was Nutzen sein soll.

Wer auch immer mit Konstrukten und Abstraktionen wie dem Homo oeconomicus zu arbeiten begonnen haben mag, werden Historiker erneut und erneut zu ergründen versuchen. Nicht selten wird Adam Smith als Ausgangspunkt gewählt. Ihm ging es als Moralphilosoph darum, die Menschen so zu nehmen wie er sie sah: als Egoisten. Wie ließe sich angesichts egoistischer Menschen ein Wirtschaftssystem, vielleicht sogar ein Gesellschaftssystem denken, das für alle größtmöglichen und gerecht verteilten Wohlstand gewährleistet, war seine Frage. Nach allen Überlegungen kam Adam Smith zu dem Schluss, dass sich abstrakt so ein System denken ließe, es aber unmöglich zu etablieren wäre.

Streng genommen ließe sich so ein System nur ableiten, wenn man dem ego-/homozentrischen Menschenbild Ketten anlegte. Der Mainstream der Ökonomiker hat das getan. Im Bild des sogenannten vollkommenen Marktes wird alles durch die Ketten ökonomistischer Kosten-Nutzen-Kalküle gefesselt. Raum und Zeit verschwinden in einem Punkt. Persönliche Präferenzen verschwinden ebenfalls. In seiner

strenghsten Ausprägung, auf dem vollkommenen Markt, ist der Homo oeconomicus allerdings nicht wirklich raum-, zeit- und präferenzlos. Er hat gar keinen Begriff mehr von Raum und Zeit und Präferenzen. Er ist a-historisch, a-räumlich und a-präferenziell. Er braucht von sich nichts mehr zu wissen. Das erledigt für ihn alles die unsichtbare Hand des Marktes. Ihr ist er ausgeliefert. Das funktioniert bis zu einem gewissen Grade. Im Grunde ist so der Homo oeconomicus freilich unabbildbar. Selbst wenn man ihm aber auf dem unvollkommenen Markt Kosten-Nutzen-Kalküle zubilligt, bleibt er konturenlos, denn Kosten und Nutzen sind totale Abstraktionen, „absolute Metaphern“ im Sinne von Hans Blumenberg (vgl. Blumenberg 1998, zuerst 1960). Daran ändert sich auch nichts, wenn statt nach rationalistisch optimalen Ergebnissen nach befriedigenden Ergebnissen gefragt wird. Auch was befriedigend ist, ist Resultat gesellschaftlicher Prozesse und Machtkonstellationen.

Soweit bestimmte Konventionen zur Bestimmung von Kosten und Nutzen durchgesetzt sind, ist ihre Verfügbarkeit ideologisch und oder machtvoll bestimmt. Die Betriebswirtschaftslehre hinterfragt solche Bestimmtheit in der Regel nicht. Gerade die Bestimmtheit freilich wäre wissenschaftlich aufzuklären. Schließlich soll nicht vergessen werden, dass diese Art der Modellbildung kulturspezifisch aus arabisch-europäischen Wurzeln hervorgegangen ist. In der alten chinesischen Kultur, die ein von uns völlig verschiedenes Universum darstellt, findet sich nichts von unserer teleologischen Logik.

Also: Wie denkt jemand, wenn er Kosten und Nutzen so denkt wie er sie denkt? Und wer kann sich das erlauben?

Elinor Ostrom verdanken wir das kluge Konzept der *Commons*, das Konzepts des Wertes des Gemeinguts, der Allmende (vgl. Ostrom 2012). Sie glaubte nicht an den allgemeinen Nutzen von abstrakten Abkommen auf der Basis bestehender Konventionen. Nur im konkreten Erleben von Schaden und Nutzen kommen die Akteure zu kontextspezifischer Vernunft. Die Bewässerungssysteme der portugiesischen Großgrundbesitzer mussten nach der Parzellierung im Gefolge der Revolution der 1970er Jahre erst ziemlich verfallen, ehe die neuen Kleinbauern sich zu ihrem unbedingt notwenigen Erhalt zusammenschließen wollten.

In den letzten Jahren zeigt sich die praktische Unfähigkeit des rein ökonomistischen Ansatzes in zunehmenden wirtschaftlichen Katastrophen. Die Randbedingungen werden nicht mehr beherrscht. Eine Großbank bzw. das Bankensystem ist kein abstrakter Homo oeconomicus, sondern ein Instrument zur Abgleichung von Geldtransaktionen. Konkret entwickelt hat es sich darüber hinaus zu einer bis zu einem gewissen Grade sinnlosen Geldproduktionsmaschine, die weder ihre Produktionsbedingungen noch die Verteilung ihrer Produkte hinreichend gesellschaftlich reflektiert. Geld heckt Geld. Die gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Möglichkeit zu reflektieren, sei nicht der Job von Bankern, Managern und Unternehmern in unserem Wirtschaftssystem, sagen manche. Maximiere deinen Profit und du liebst deinen Nächsten, heißt der sogenannte wirtschaftsliberale Auftrag. Dabei wäre es durchaus im Eigeninteresse, über diesen Imperativ nachzudenken statt selbstverständlich darüber hinweg zu gehen. Wissenschaft hätte hier eine Aufgabe.

Und die Wirtschaftswissenschaft, deren Basis der Haushalt ist und das Haushalten, die eigentlich eine Wissenschaft von der Produktion und ihrer Verteilung ist (vgl. Lepenies 1997)? Sie kümmert sich mehr technokratisch um die Vermehrung der immer gleich gedachten Outputs und Profite, auch die der Banken, also eher im Sinne eines Polytechnikums, um das immer schon interessendurchsetzte *Wie* und nicht um das *Was* und das *Warum*, d.h. nicht um die Reflexion der Produktions- und Verwertungsbedingungen. Das Ergebnis: Leistung, die Leiden schafft. Nicht drei, nein: vier Wörter und ein Komma: Leistung, – die – Leiden – schafft. Die Axiomatik abstrakter Ethik, einer abstrakten Logik, einer abstrakten Rationalität sind in einer Welt unzähliger moralischer Wertungen, unzähliger Logiken und Rationalitäten nicht wirklich zielführend (vgl. Ortmann 1976; Kappler 1975). Wer seine Ziele durchsetzen kann, braucht sie freilich nicht zu publizieren oder zu reflektieren.

Man muss nicht ausschließen, dass Manager gierig sind, wenn sie in drei Wochen zwei Milliarden Dollar verzocken und trotz hoher Verluste dicke Boni kassieren, weil in ihren Verträgen für Zusatzvergütungen verlustresistente Kennzahlen festgelegt wurden. Im System der über alle Transaktionen gelegten Marktideologie sind sie konform. Vielleicht sind solche Bunker und Broker tatsächlich auch als Individuen gierig. Diese Psychologie aus der Hüfte zielt allerdings entschieden zu kurz und entbehrt jeder hinreichenden Analyse, denn sie lässt den Blick auf den Systemzusammenhang vermissen.

Klarer wird das Bild, wenn die Rolle des Individuums und seine Bedeutungslosigkeit in diesem System beleuchtet werden. Die Krise denken heißt: das System denken, mit der Komplexität seiner Beziehungen und all seinen Vermittlungsarten – im Elternhaus, im Kindergarten, in der Spielzeugindustrie, in der Schule, dem Beruf, der Universität, den Medien, der Nachbarschaft, den Kirchenorganisationen und Glaubensgemeinschaften, den Cliques und Sekten, den Wirtschaftsunternehmen und Gangs, der Freizeitindustrie, den Supermärkten und Discountern, der Kunst und der Kultur, der Geschichte und ihren Heroisierungen wie Verdrängungen, einschließlich der Ideologisierung des Individuums. Der Mensch ist nicht der Single in, auf und mit der großen Freiheit. Er ist nicht determiniert, aber dennoch ein gesellschaftliches Wesen. Die Individualisierung von Systemfehlern geht dem Absolutsetzen und Ideologisieren des Individuums auf den Leim. Die systemkonstituierende Gier wird als individuelles Merkmal dargestellt und folglich verschleiert. Persönlich kann man gut ein netter Mensch sein.

Besser kennzeichnet Karl Valentin das Menschenbild des *Homo oeconomicus*: Der Mensch ist gut, aber *d'Leit san so schlecht* – die Leute sind so schlecht. Vielleicht nicht einmal die Leute, die sich konkret einzurichten versuchen. In einer komplexen Umwelt entstehen, gesellschaftlich vermittelt, Verhaltensweisen, die die Menschen selbst nicht mehr durchschauen. Das reicht vom Konsumentenverhalten bis in die Sexualität. Durch die allgegenwärtige Verbreitung von Pornografie in anonymen Medien droht sich ein vermeintlich möglicher Hochleistungswettbewerb zu entwickeln, der die Geschlechterbeziehung deutlich verändert und erschwert. Auch dieser Wettkampf lässt sich im Paradigma des *Homo oeconomicus* abbilden (vgl. McKenzie/Tullock 1984). Anders als von Richard B. McKenzie und Gordon Tullock sowie Hans Albert behauptet, ist der *Homo oeconomicus* nicht die ökonomische Dimension des Alltag, sondern der Alltag, der sich in dieser ökonomistischen Weise ausdrücken lässt, ist

vielfach und vielfältig schon auf sie reduziert. Als Alternative ließe sich zu dieser Be trachtung auch anbieten, dass das benutzte Modell des Homo oeconomicus inzwischen weitgehend den Alltag usurpiert hat. Die entsprechende Deutung des Alltags gerechtfertigt und immunisiert Modell wie Alltag. Der klassische Fall einer Affirmation. Damit wären wir beim blanken Modellplatonismus angelangt.

Der Homo oeconomicus ist a-individuell, a-sexuell, a-moralisch, nicht unmoralisch, und a-gierig. Erst das psychologisierende Deuten dieses Menschenbildes rechtfertigt Gier bzw. das im Turbo-Kapitalismus herrschende Wirtschaftsverhalten systemisch. An dieser Stelle wird auch deutlich, dass bisher keine tragfähige Praxis oder Theorie vorliegt, die Moral bzw. Ethik von und zwischen Organisationen thematisiert.

Die eindimensionale, lineare Ziel-Mittel-Logik hat gesellschaftlich versagt, weil nicht wirklich realisiert worden ist, was Herbert A. Simon schon vor Jahrzehnten schrieb: Lass' mich die Nebenbedingungen setzen, und es ist mir völlig egal, wer die Ziele formuliert (vgl. Simon 1964)! Betriebswirtschaftlich ist das Ziel-Mittel- bzw. Ziel-Subziel-Modell in relativ trivialen Settings hilfreich. Das gilt zum Beispiel dann, wenn in komplexen Entscheidungssituationen über Zielvereinbarungen Druck auf diejenigen ausgeübt wird, die diese Vereinbarungen realisieren müssen. Und die Anreiz-Beitragstheorie erläutert das auch schlüssig. Wer unglücklich ist, weil er seine Ziele oder Subziele nicht erreichen kann, senke seinen Anspruch, dann geht es munter weiter mit dem Ziel-Mittel-Schema, und er ist wieder glücklich.

Zu dem rationalistischen Grundmuster gängiger Entscheidungslogik gehört auch zu akzeptieren, dass der Mensch beschränkt rational ist. Tun wir also mal so „als ob“ unser Menschenersatz, der Homo oeconomicus, ebenfalls beschränkt rational ist. Zwar wissen wir als beschränkt rationale Menschen nicht, was „rational“ sein könnte und worin also unsere Beschränkung liegt, aber auch da tun wir mal so „als ob“. Wir sind nun in der Lage spieltheoretisch spannende Szenarien zu konstruieren; wir können behaupten zu wissen, wie man zu Visionen kommt und wie die optimalen Kapitalquoten in den Reaktionsgebieten des Unternehmens zu bestimmen sind.

Auf der Vaihingerschen Philosophie des Als-Ob hat beispielsweise vor gut neunzig Jahren Erich Gutenberg seine Theorie der Kapitalquoten in den Reaktionsgebieten der Unternehmung aufgebaut (vgl. Gutenberg 1929). Tun wir einmal so, meint er, als ob alle organisatorischen und zwischenmenschlichen Beziehungen, alle Spannungen, Konflikte, Führungs- und Entscheidungsprobleme, Motive und Interessen und Bedürfnisse in dieser Organisation geklärt wären. Unter dieser Bedingung kann der Homo oeconomicus schalten wie er will. Es ist wie in der Physik. Die Versuchsanordnung produziert die „Gesetze“, die sie produzieren kann. Gutenberg produziert die Unternehmung, in der er dann die Gesetzmäßigkeiten und Kapitalquoten findet, die in diesem Setting enthalten sind. In dieser Theorie von der vorgestellten Unternehmung wäre der Mensch nur störend. Er wird eingeklammert ausgeklammert. Eine vertretbare Gesellschaftstheorie scheint das nicht. Es ist auch keine hilfreiche Betrachtung für konkrete Mitarbeiterführung in den Fällen, in denen es auf die Expertise der Mitarbeiter ankommt. Eine Theorie der Unternehmung wäre es dann, wenn mit diesem Ausklammern des Menschen Gutenberg die Unternehmensrealität getroffen hätte. Ganz auszuschließen ist das bei autoritärem Führungsverhalten nicht.

Max Frisch hat das so formuliert (Tagebuch 1948–1949):

„Wir kündigen ihm [dem Menschen] die Bereitschaft, auf weitere Verwandlungen einzugehen. Wir verweigern ihm den Anspruch auf alles Lebendige, das unfassbar bleibt, und zugleich sind wir verwundert und enttäuscht, dass unser Verhältnis nicht mehr lebendig sei.“

„Du bist nicht“, sagt der Enttäuschte oder die Enttäuschte, „wofür ich dich gehalten habe.“

Und wofür hat man sich gehalten?

Für ein Geheimnis, das der Mensch ja immerhin ist, ein erregendes Rätsel, das anzuhalten wir müde geworden sind.

Man macht sich ein Bildnis. Das ist das Lieblose, der Verrat...

Du sollst dir kein Bildnis machen, heißt es von Gott. Es dürfte auch in diesem Sinne gelten: Gott als das Lebendige in jedem Menschen, das, was nicht fassbar ist. Es ist eine Versündigung, die wir, so wie sie an uns begangen wird, fast ohne Unterlass wieder begehen – ausgenommen, wenn wir lieben.“ (Frisch 1950: 33ff.)

Soweit der Dichter.

Und die Praxis? Wir heiraten nicht mehr, weil sich Scheidung nicht rechnet. Wir schließen Theater und Museen, Kindergärten und Schulen, weil sie sich nicht rechnen. Wir vermindern die Krankenkassenleistungen. Kein Herzschrittmacher für Leute über achtzig. Wir schließen Eisenbahnstrecken in entlegene Gebiete, weil sie sich in der zugrunde gelegten betriebswirtschaftlichen Logik nicht rechnen. Wir fördern Großvereine. Das bringt Stimmen. Die Schrebergartensiedlung wird in dieser Fruchtfolge letztendlich zum olympischen Dorf und dann zum Wohnsilo. Small is beautiful, rechnet sich aber nicht. Was lernt mich das, habe ich vor Jahren in dem im Ruhrgebiet eigenen Dialekt zu fragen gelernt.

Ein weit verbreitetes Begründungsmuster für das Kürzen öffentlicher Unterstützung sagt: Das rechnet sich nicht! Der Homo oeconomicus wird benutzt, um über betriebswirtschaftliche Kostenrechnung und Preiskalkulation zu begründen, warum Steuergelder eingespart werden müssen. Im konkreten Fall gilt das etwa bei einer stillzulegenden Busverbindung, für Essen auf Rädern, für Pflegedienste, für Kinderbetreuung, für geriatrische Einrichtungen, für Internetcafés, für Universitäten, die wieder forschen. Dabei ließe sich der notwendige Zuschuss als konkrete Sozial- und Gesellschaftspolitik denken, die gerade notwendig ist aufgrund des imperialistischen Homo oeconomicus-Arguments und -Verhaltens. Natürlich sollen solche Gelder nicht verschwendet werden. Das ist aber durch betriebswirtschaftliche Kalküle allein nicht zu garantieren. Der Zuschuss für den Weiterbetrieb einer kleinen Bahnstrecke oder für die öffentlichen Verkehrsbetriebe ist unter Umständen gerade ein Erfolg der Sozialpolitik gegen betriebswirtschaftliche Kalküle. Im Sinne des *Commons-Gedanken* von Elinor Ostrom wären bei solchen Entscheidungen die betroffenen Nutzer zumindest einzubinden in die Lösungsbemühungen.

Ende des Szenarios. Es folgen Anstöße für eine Analyse. Ich überschreibe sie mit drei „absoluten Metaphern“ (vgl. Blumenberg 1998: 10ff.).

2. Welt – Bild – Text

Die Abbildungsform der Wissenschaft ist der Text, häufig auch die vermeintlich eindeutige Formel, wenn der Text in seiner Vieldeutigkeit den Menschen zu nahe kommt und das behauptete Wissen zur Karikatur zu werden beginnt. Wie es zum Text kommt, und was damit geschieht, erfordert eine kleine Abschweifung. Ich referiere hier eine Betrachtung von Vilém Flusser (vgl. Flusser 1999).

Die archaischen Höhlenbilder sind wohl die ersten Versuche die erlebbare Welt festzuhalten. Das Raum-Zeit-Kontinuum wird von vier Dimensionen auf die zwei der Fläche reduziert. Diese Bildfläche deutet auf etwas außerhalb von ihr hin, etwas, das im Fluss von Raum und Zeit liegt und nun aufgrund des Bildes vermeintlich festgehalten sowie gelegentlich wieder in das Raum-Zeit-Kontinuum zurückprojiziert werden kann. Das geht natürlich nicht, denn andere Zeiten haben zum Beispiel andere Seh- und Interpretationsmuster. Flusser nennt die mit dem Bild verbundene Hoffnung daher „Imagination“. Sie merken schon an dieser Formulierung, Imagination ist nicht nur Rückprojektion. Betrachten, scannen wir Bilder, konstruieren wir nur die Illusion einer ewigen Wiederkehr des Gleichen. Wir gleiten in die Welt der Magie.

„Bilder sind Vermittlungen zwischen der Welt und den Menschen. Der Mensch „ex-sistiert“, das heißt, die Welt ist ihm unmittelbar nicht zugänglich, so dass Bilder sie ihm vorstellbar machen sollen. Doch sobald sie dies tun, stellen sie sich zwischen die Welt und den Menschen. Sie sollen Landkarten sein und werden zu Wandschirmen: Statt die Welt vorzustellen, verstehen sie sie, bis der Mensch schließlich in Funktion der von ihm geschaffenen Bilder zu leben beginnt.“ (Flusser 1999: 9)

Die Fachvokabel dafür heißt Idolatrie.

„Der Mensch vergisst, dass er es war, der die Bilder erzeugte, um sich an ihnen in der Welt zu orientieren. Er kann sie nicht mehr entziffern und lebt von nun ab in Funktion seiner eigenen Bilder: Imagination ist in Halluzination umgeschlagen.“ (Flusser 1999: 9)

„Bilder, das wird in solchem Vergessen vergessen, repräsentieren nichts als ihre Oberfläche. Sie sind nicht repräsentierte Welt, sondern oberflächig oberflächlich. Gleichwohl signifizieren sie und schreiben aufgrund ihrer Selektivität Bedeutungen zu (vgl. Burgin 2003). Bilder sind Flächen und eine zweidimensionale Abstraktion. Im Text lassen sich Bilder auf eine Dimension reduzieren, die der Linie. Wie es zum Text kommt, und was damit geschieht, zeigt wiederum Vilém Flusser. Misserfolge führten zur Kritik an den Bildgeschichten, bis hin zur Bildzerstörung. So beginnt der Kampf der Schrift gegen das Bild. Mit dem Schreiben beginnt das „begriffliche Denken“. Aus der Bildfläche werden Linien, abstrakter als die Bilder, die sie deuten wollen. Das hat natürlich Folgen. „Texte bedeuten nicht die Welt, sie bedeuten Bilder, die sie zerreißen.“ (Flusser 1999:11)

Allerdings ist die Schrift selbst ...

„eine Vermittlung – ganz wie die Bilder-, und sie ist der gleichen inneren Dialektik unterworfen. ... Ist es die Absicht der Schrift, zwischen dem Menschen und seinen Bildern zu vermitteln, so kann sie die Bilder auch verstellen, anstatt sie darzustellen, und sich zwischen den Menschen und seine Bilder schieben. ... Werden die Texte aber unvorstellbar, bildlich unfassbar, dann lebt der Mensch

in Funktion seiner Texte. ... Beispiele für Textolatrie, für ‚Texttreue‘, sind das Christentum und der Marxismus. Die Texte werden ... in die Welt dort draußen projiziert, und man erlebt, erkennt und wertet die Welt in Funktion dieser Texte. Ein besonders beeindruckendes Beispiel für die Unvorstellbarkeit der Texte bietet heute der Diskurs der Wissenschaften. Das wissenschaftliche Universum (die Bedeutung dieser Texte) soll nicht vorgestellt werden: Stellt man sich unter ihm etwas vor, hat man es ‚falsch‘ entziffert; wer sich unter den Gleichungen ... etwas vorstellen will, hat sie nicht verstanden. Da aber alle Begriffe letzten Endes Vorstellungen bedeuten, ist das wissenschaftliche, unvorstellbare Universum ein ‚leeres‘ Universum.“ (Flusser 1999: 12)

Im Gefolge der Aufklärung erreichte die Textolatrie im 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt und ihre Krise. Gegen die Aufklärung revoltierte die Romantik. Werden Texte unvorstellbar, müssen neue Bilder, Metaphern, erfunden werden. Schließlich wurden technische Bilder erfunden, von Apparaten erzeugte Bilder. Besser als die Originale nannte Wilhelm von Humboldt die Fotografien. Die nächste Stufe bilden die technischen Apparaturen und ihre Software-Programme. „Der Computer berechnet das“, heißt es heute. Oder: „Googlen wir mal“.

„Die Funktion der technischen Bilder ist, ihre Empfänger magisch von der Notwendigkeit eines begrifflichen Denkens zu befreien, indem sie das historische Bewusstsein durch magisches Bewusstsein zweiten Grades, seine begrifflichen Fähigkeiten durch eine Imagination zweiten Grades ersetzen.“ (Flusser 1999: 24)

Objektiviertes wird in Objektives (vgl. Daston/Galison 2002) umgedeutet: Die Welt wird wieder zum Bildchen. An die Stelle der Mythen alter Bilder tritt die Ritualisierung von Programmen. Eines davon ist der Homo oeconomicus. „The Audit Society – Rituals of Verification“ überschreibt deshalb Michael Power (1997) von der London School of Economics, einer der führenden Vertreter einer reflektierten De- und Rekonstruktion des Rechnungswesens, seine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den Konventionen von Kostenrechnung, Bilanzierung, Evaluation und Ranking.³

Im a-Menschenbild des Homo oeconomicus und den aus ihm weitergeführten Programmen wird ein aufklärerisches Programm zu ritualisieren versucht, dessen Magie groß ist (vgl. nochmals McKenzie/Tullock 1984). Es wird so getan, als wüssten wir, was Rationalität ist oder sein soll.

Nur ein Beispiel. Ich spreche von der Entscheidungslogik, die unser wirtschaftswissenschaftliches Denken durchzieht. Sie ist gekennzeichnet, durch die zielorientierte Auswahl unter Alternativen in mehr oder weniger unübersichtlichen Situationen. Diese Unübersichtlichkeit gilt sowohl für die Situationen als auch für die vorgestellten Ziele, die vermeintlichen Alternativen, deren prognostizierte Konsequenzen,⁴ die Auswahlverfahren und die daran zu beteiligenden Menschen. Sie gilt aber auch für die

³ Die nicht vorhandene deutsche Übersetzung des Titel von Powers Buch ergäbe übrigens eine wunderbare Doppeldeutigkeit/Doppelbödigkeit: Die geprüfte Gesellschaft.

⁴ Prognose ist kein wirklich wissenschaftliches Verfahren, da sich Prognosen nicht empirisch überprüfen lassen. Wir können rein logisch nicht sagen, ob ein Ereignis wegen einer Prognose oder trotz einer Prognose eingetreten ist, oder ob es auch ohne Prognose eingetreten wäre. Gleichwohl werden Prognosen politisch wirksam genutzt.

Ergebnisse der Auswahlprogramme, denn was im Programm und seinen expliziten Zielen nicht zum Zug kommt, wird eben in die Nebenbedingungen gepackt und/oder bei der Umsetzung der Programmergebnisse nachgeschoben – offen oder verdeckt. Das freilich konterkariert das Ergebnis nicht selten. Alle Voraus-Setzungen dieser Verfahren sind bereits von der Logik des Homo oeconomicus durchdrungen. Diese Perspektive rechtfertigt die Auswahl, ohne sie nochmals zu begründen.

Anders als bei der Auswahl mittels formaler Modelle der Entscheidungslogik, werden echte Entscheidungen notwendig, wenn alle Auswahlbemühungen und alles Berechnen an ihr Ende gekommen sind, wenn auf diese Weise kein Ergebnis zu erreichen ist und dennoch etwas getan werden muss. Die große Leistung von Alan Turing besteht darin, dass er zeigen konnte, dass es Dinge gibt, die durch Maschinen nicht berechenbar sind. Heinz von Foerster geht noch einen Schritt weiter: Wenn alle Berechenbarkeit und alle Entscheidungslogik, also alle Auswahlhandlungen kein Ergebnis mehr zeitigen, sind echte Entscheidungen zu fällen, falls nicht Stillstand eintreten soll (vgl. Förster 1993).

Die Praxis trifft in komplexen Situationen echte Entscheidungen (vgl. Scheidweiler 2006). Oft werden sie Bauchentscheidungen genannt. Wie Gigerenzer gezeigt hat, gibt es keinen erklärbaren Grund, sie aus unseren Entscheidungsbetrachtungen auszublenden oder sie geringer zu schätzen als rationalistische Programme (vgl. Gigerenzer 2007). Im Gegenteil. Die Ritualisierung abstrakter Programme von Menschenbildern und ihren Ableitungen, führt allenfalls zu Abkommen, in denen diejenigen, die die Definitionsgewalt haben, sich bespiegeln. Dagegen kommen in aller Regel diejenigen nicht vor, die die Programme verwirklichen sollen oder ausbaden müssen. Letztendlich entsprechen sie nicht dem Menschenbild der Programme. Die Indianerstämme von Amazonien, die mit unserer Zivilisation nichts zu tun haben wollen, müssen sie paradoxe Weise akzeptieren, um wenigstens – leider bisher weitgehend ergebnislos – protestieren zu können. Nochmals unter Verweis auf Elinor Ostrom: Das Nutzen von Ressourcen lässt sich in überschaubaren sozialen Gemeinschaften besser regeln, wenn diese ihre Güterproduktion und -verteilung selbst regeln. Raiffeisen hatte im 19. Jahrhundert einen ähnlichen Gedanke als er die Genossenschaftsbewegung gründete (vgl. Raiffeisen 1966/1866; Patera 1989).

Die Abbildungsform der Wissenschaft ist der Text. Auch er verlangt echte Entscheidungen und ist immer selektiv, da sich nicht „Alles“ sagen lässt, weil wir nicht wissen können, was „Alles“ ist. Daran ändern auch die vermeintlich eindeutigen Formeln nichts. Sie stehen nicht selten an Stellen, an denen der Text in seiner Vieldeutigkeit den Menschen zu nahe kommt und das behauptete Wissen zur Karikatur zu werden beginnt. Werden die Hintergründe von Verfahren nicht thematisiert, kommt es nicht nur zu Menschenbildern, sondern zu ganzen Wissenschaftsbildern, Wissenschaftskonzeptionen, Paradigmen mit heroischen Annahmen und gewaltigen Rechtfertigungsversuchen, die die erarbeiteten Aussagen ideologisch immunisieren sollen.

Das Scheitern der Entscheidungslogik kommt im Menschenbild des Homo oeconomicus nicht vor. Die positivistische Grundhaltung ist mehr auf formale Abkommen aufgrund wahrsagerischer Prognosen aus und weniger auf eine Vielzahl und Vielfalt überlappender Aktivitäten aus unterschiedlichen Perspektiven sowie ihre Vermittlung im Prozess des Miteinanders. Aber gerade das wäre zu fragen: Welche Macht macht

ein Menschenbild, das in existenziellen Situationen diejenigen für unfähig erklärt, die ihm nicht entsprechen? Was blendet das imaginierte, halluzinierte Menschenbild des Homo oeconomicus aus? Sind die Fälle, die außerhalb eines hohen statistischen Konfidenzintervales liegen, wirklich zu vernachlässigen; sind sie nicht vielleicht gerade diejenigen Fälle, die besonders zu Innovationen anregen könnten?

Letztendlich verweigern als objektiv behauptete und nicht hinterfragte Menschenbilder den Zugang zur narrativen Grundstruktur von Praxis. Unaufhaltsam passiert Praxis dennoch. Es fügt sich, ist ein alttestamentarischer Ausdruck für das narrative Geschehen in komplexen Situationen. Damit ist nicht gemeint, dass man sich auf Fügung berufen kann, vielmehr geht es um das Rütteln und Schütteln, Drehen und Wenden der Faktoren und Bestandteile einer Situation – bis sie sich auf ihre Weise fügen, zusammenfügen oder auch nicht.

Geht das denn? Ohne Ziele, ohne Modelle, ohne Idealbilder der Zukunft? Nun, man muss darauf nicht verzichten, zumal all diese Krücken vorkommen. Nur das sind nicht die Ausgangspunkte, um praktisch wirksam zu werden. Sehr deutlich werden sie in jeder Umsetzung über den Haufen geworfen. „Zunächst wird ein Modell erstellt, dann muss dieses Modell umgesetzt werden... diese Umsetzung muss immer mehr oder weniger erzwungen werden ...“ (Jullien 2006: 17; vgl. auch Scheidweiler 2006). Aufgrund dieser Analyse europäischer Strategiebetrachtung und in Gegenüberstellungen aus den chinesischen Kriegskünsten kommt Jullien zu einem völlig anderen Strategiebegriff, der freilich auch europäischer Strategiepraxis (man denke an den strategisch „listenreichen Odysseus“) abzubilden in der Lage ist; allerdings findet er sich nicht in den Abstraktionen betriebswirtschaftlicher Lehrbücher zur Strategie von Unternehmen. Und wohl auch mit Hilfe des Homo oeconomicus gelingt solche Strategie nicht. „Der Strategie wird ... von einer Situation ausgehen, und zwar nicht von einer Situation, die [er] zuvor modelliert hat, sondern vielmehr von der vorliegenden Situation, in der [er] sich befindet und innerhalb derer [er] versucht auszumachen, wo sich das Potenzial befindet und wie es auszunutzen ist“ (Jullien 2006: 33). Auf den tragenden Faktoren müsse man surfen, ist das Bild, das Jullien dafür gebraucht, um auf Wirksamkeit hinzuweisen.

3. Resümee

Sie ahnen sicher schon seit einiger Zeit, was die Überschrift bedeuten könnte: Vielleicht täuschen Sie sich. „Menschenbilder müssen scheitern“ ist als moralische Forderung denkbar. Dramatischer erscheint es mir, diesen Satz als Eingeständnis scheitern der Eindimensionalität und Linearität zu lesen. Dann könnte er praktisch werden.

- (1) Menschenbilder müssen scheitern, weil sie nicht den Menschen entsprechen. Beides, das Müssen und das Entsprechen, wird so wenig gelingen wie andere moralische Imperative.
- (2) Menschenbilder müssen und werden fatalerweise immer wieder scheitern, weil sie als Mythen und Programme ihre Entstehungsprozesse vergessen lassen und diesseits des notwendigen Kommunikationsprozesses Funktionären die Gestaltung dieser Prozesse übertragen.

Das ist kein Imperativ, sondern eine Behauptung und eine Beobachtung.

- (3) Menschenbilder müssen scheitern, weil vor oder hinter ihnen das Potenzial der Menschen und das weitere Situationspotenzial nicht hinreichend zur Entfaltung kommen können. Diese Potenziale werden wir benötigen, um Katastrophen zu bearbeiten, die unreflektierten Menschenbildern geschuldet sind. Freilich ist es wohl ein Traum zu glauben, imperialistischer Ökonomie und Ökonomik ließe sich beispielsweise mit dem Verweis auf Kunst erfolgreich begegnen. Immerhin ist allerdings neben herrschender Ökonomie und Ökonomik auch Kunst Element des Situationspotenzials.

Das könnte die Andeutung einer Hoffnung sein, die Joseph Beuys gehabt haben mag.

- (4) Menschenbilder müssen scheitern, wenn die Wissenschaften ihrem kritischen Anspruch gerecht werden und sie mit ihrem kritischen Potenzial den ideologischen wie magischen Zumutungen der Geschichten und der Geschichte um Menschenbilder entgegentreten. Etwas vereinfacht, mit Blick auf Kant: Die oberen Fakultäten sind für die Normensetzung. Für das Leben: die medizinisch Fakultät; für die Seele: die theologische Fakultät; für das gesellschaftliche Miteinander: die juristische Fakultät. Mehr oder weniger gemeinsam kreieren diese normsetzenden Fakultäten bzw. ihre Benutzer normative Menschen- und Gesellschaftsbilder. Aber das Leben, die Praxis gehen weiter, die Seele entwickelt oder krümmt sich, das gesellschaftliche Miteinander bringt immer neue Formen hervor; nie werden wir ein zweites Mal in denselben Fluss steigen können. All das sagt, dass die Situationspotenziale sich ändern, die Normen daher immer wieder kritisiert und angepasst werden müssen. Das ist die Aufgabe der unteren Fakultäten. Angefangen mit der Philosophie, ist auch allen weiteren Fakultäten in diese Aufgabe gestellt.

Ihr Bearbeiten ist ein schwieriges Geschäft, das Intelligenz, Mut und Empathie erfordert. Und es ist ein schwieriges Geschäft – ohne Anspruch auf Belohnung.

Literaturverzeichnis

- Blumenberg, H. (1998): Paradigmen zu einer Metaphorologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Bockemühl, M. (1991): Rembrandt. Das Rätsel der Erscheinung, Köln: Benedikt Taschen.
- Burgin, V. (2003): Einleitung zu „Thinking Photography“, in: Wolf, H. (Hrsg.): Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters. Diskurse der Fotografie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 25–37.
- Daston, L./Galison, P. (2002): Das Bild der Objektivität, in: Geimer, P. (Hrsg.): Fotografie in Wissenschaft, Kunst und Technologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 29–99.
- Flusser, V. (1999): Für eine Philosophie der Fotografie, 9. Aufl., Göttingen: European Photography.
- Förster, H. von (1993): Prinzipien der Selbstorganisation im sozialen und betriebswirtschaftlichen Bereich, in: von Förster, H. (Hrsg.): Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke, 3. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 233–268.
- Frisch, M. (1950): Tagebuch 1946–1949, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gigerenzer, G. (2007): Bauchentscheidungen, 2. Auflage, München: C. Bertelsmann.

- Gooch, S.* (1972): Total Man. Towards an Evolutionary Theory of Personality, London: Penguin Press.
- Gutenberg, E.* (1998/1929): Die Unternehmung als Gegenstand betriebswirtschaftlicher Theorie, Berlin-Wien, unveränderter Nachdruck, Wiesbaden 1998: Gabler.
- Hegel, G. W. F.* (1986/1830): Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundsätze 1830, Zweiter Teil: Die Naturphilosophie. Mit den mündlichen Zusätzen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Jullien, F.* (2006): Vortrag vor Managern über Wirksamkeit und Effizienz in China und im Westen, Berlin: Merve.
- Kappler, E.* (2011): Visuelle Kompetenz für Unternehmen, in: *Hug, T./Kriwak, A. (Hrsg.): Visuelle Kompetenz*, Innsbruck: Innsbruck University Press, 251–269.
- Kappler, E.* (1975): Zielsetzungs- und Zieldurchsetzungsplanung in Betriebswirtschaften, in: *Ulrich, H. (Hrsg.): Unternehmensplanung*, Wiesbaden: Gabler, 83–102.
- Knight Wegenstein* (1973): Geschäftsbericht 1973, Zürich: o.V.
- Kunsthalle Wien/Fallows, C./Genzmer, S. (Hrsg.)* (2012): CUT-UPS, CUT-INS, CUT-OUTS: The Art of William S. Burroughs, Wien: Verlag für Moderne Kunst.
- Lepenies, W.* (1997): Benimm und Erkenntnis, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- McKenzie R. B./Tullock, G.* (1984): Homo oeconomicus. Ökonomische Dimensionen des Alltags, mit einem Geleitwort von Hans Albert, Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Nietzsche, F.* (1990/1887): Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral, in: *Colli, G./Montinari, M. (Hrsg.): Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*, Band 5, München: dtv, 58–81.
- Nietzsche, F.* (1974/1884): Nachgelassene Fragmente Frühjahr - Herbst 1884 Kritische Gesamtausgabe. Abteilung 7, Band 2, Berlin, New York: de Gruyter, 113–133.
- Ortmann, G.* (1976): Unternehmensziele als Ideologie. Zur Kritik betriebswirtschaftlicher und organisationstheoretischer Entwürfe einer Theorie der Unternehmensziele, Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Ostrom, E.* (2012): Was mehr wird, wenn wir teilen. Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter, 2. Auflage, München: oekom.
- Owens, C.* (2003): Posieren, in: *Wolf, H. (Hrsg.): Diskurse der Fotografie*, Band 2, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 92–114.
- Patera, M. (Hrsg.)* (1989): Aktualität und Modernität der Genossenschaftskonzeption von F. W. Raiffeisen, Wien: FOG Eigenverlag.
- Power, M.* (1997): The Audit Society – Rituals of Verification, Oxford: Oxford University Press.
- Raiffeisen, F.W.* (1966/1866): Die Darlehenskassen-Vereine, 8. Aufl., Neuwied am Rhein.
- Scheidweiler, T.* (2006): Logiken strategischen Managements. Zum Verhältnis zwischen Strategie und Umsetzung, München, Mehring: Rainer Hampp.
- Simon, H. A.* (1964): On the Concept of Organizational Goal, in: *Administrative Science Quarterly*, Vol. 9/No. 1, 1–22.